

# Vergebens.

Roman von Conrad Madlweber.

(4. Fortsetzung.)

„Aber da fällt mir ein, daß ich mich ja für heute gebunden habe. Als ich gestern mit Annuschka, — mit Löffelwisch und seiner Frau, — verheiratet er sich schnell —, zusammentraf, forderten sie mich auf, heut mit ihnen nach ihrer Villa in Wilmsdorf zu fahren. Köstlich ist reich, vielleicht bequemer, ich ihn, mir ein Bild abzutauschen. Ich werde aber vor Abend schwerlich zurückkommen können.“

Die junge Frau hat es nicht anders erwartet. Seit Wochen schon bracht er fast täglich seine Zeit außer dem Hause zu.

Sie tritt wieder an das offene Fenster, daß der warme Frühlingssonnenchein ihre ganze Gestalt gleichsam in Strahlen hüllt und ihr goldiges Haar aufschimmern läßt.

„Es ist ein herrlicher Tag zu solchem Ausflug. Draußen muß es schon völlig grün sein,“ sagt sie. „Nun können auch bald unsere Wasserfahrten wieder beginnen. Es ist einer der größten Genüsse für mich, den Kahn so leise schaukelnd treiben zu lassen.“

„Du bist ja auch eine halbe Wasserfrau, Annuschka,“ scherzt er.

Sie zwingt sich ein Lächeln ab und erwidert: „Ich sag' gestern schon Gondeln auf der Spree, da überkam mich eine förmliche Sehnsucht, auch eine zu fahren.“

Er hat sich während dessen zum Ausgehen fertig gemacht. Sie sieht sein sorgloses Gesicht und plößlich dämmert ein leiser Hoffnungsschimmer in ihr auf. Vielleicht nur ihr Opfer zu werden!

„Eine bange Frage drängt sich auf ihre Lippen.“

„Arnold — morgen — was wird geschehen, Arnold?“

Da legt sich wieder die tiefe Falte zwischen seine Brauen. „Wißt Du mir den Tag verdröhen? Mag kommen, was will, ich kann's nicht ändern.“

Damit bricht er ihr einen schützigen Schutz auf die Wangen, nicht ihr zu und geht.

Sie will ihre Arme um seinen Nacken schlingen, ihn nur wenige Minuten noch zu tasten, um sein geliebtes Antlitz mit Küßen zu bedecken, aber mit übermächtiger Anstrengung zwingt sie sich, gleichgültig zu erscheinen.

Erst als die Thür sich hinter ihm geschlossen, sinkt sie auf den Teppich nieder und vergräbt ihr Gesicht in die Polster des Stuhls, auf dem er wenige Minuten zuvor noch gesessen, um einen herzzerreißenden Jammergeschrei zu unterdrücken. So liegt sie einige Zeit, den ganzen Körper von konvulsischen Schauern erschüttert. Doch plößlich erhebt sie sich, tritt vor den Spiegel und glättet ihr Haar. Dann geht sie hinaus, schließt das Mädchen fort und irrt wieder so Zimmer zu Zimmer. Dabei sieht sie alle fünf Minuten auf die Uhr und laufst hinaus, ob nicht ein Schritt auf der Treppe zu vernehmen ist. Alle ihre Bewegungen sind fieberhaft und bei jedem Laut, der von der Straße herauf tönt, schreckt sie zusammen und wechselt die Farbe. Endlich weiß sie nichts mehr zu thun, jagt Hut und Mantel findig über den Kopf und zieht sich in ihre Kammer zurück. Sie tritt in das Atelier ihres Mannes und bleibt dort vor einer kleinen Kopie der „Boesler“ stehen, die er auf ihren Wunsch angefertigt hat.

Da — der schrille Ton der Klingel! Ein Rittner überfällt sie, daß sie nach einer Stunde gehen muß; aber nur für eine Stunde, dann eilt sie hinaus.

Vor der Thür steht ein Kofferbote. „Frau Melanie Starnow?“

Sie nickt. „Das bist du.“

„Dann bitte ich, mir eine Quittung auszustellen über die Summe, die ich hier abzugeben habe, darf ich wohl ein treten?“

„Warte.“

Der Alte überreichte ihr ein kleines Bündel. „Wollen Sie nachgucken und dann quittieren?“

Sie öffnet es. Ein Bündel Tausendmarktscheine fällt ihr entgegen. Sie zählt sie mit zitternden Fingern und legt sie, le schauend, vor sich auf die Tisch.

Sie nickt. „Es ist richtig,“ und stellt die Quittung aus.

Wenige Minuten später ist sie allein. Sie packt die Tausendmarktscheine wieder zusammen. Wie das Rascheln und Knittern derselben sie peinigt!

„Mein Kaufpreis!“ sagt sie leise vor sich hin. Dabei vergehen ihr Lippen, daß die weißen Zehnen hinüber-schimmern, ohne daß dabei ein Lächeln auf ihr Antlitz tritt. Ihr Blick fällt zufällig in den Spiegel, der ihr gegenüber an der Wand hängt. Wie eine fremde Erscheinung starrt sie ihr eigenes Bild darin an.

„So“, ringt es sich endlich mühsam von ihren Lippen, „so sieht also ein Weib aus, das sich verkauft hat.“

Plötzlich aber kommt es ihr wieder zum Bewußtsein, daß ihre Minuten gezählt und sehr kostbar sind. Was bleibt ihr noch über zu thun! Und wieder überkommt sie diese fieberhafte Geschäftigkeit vor Abend vorher. Ein Blick auf die Uhr sagt ihr, daß die Bankten noch offen sind, und sie eilt, das Geld zu deponieren.

Es ist noch keine Stunde vergangen, als sie zurückkehrt. — Ungeklärt liegt sie sich an dem Schreibtisch.

„Du lieber!“

In welcher Aufregung bin ich! Wenn ich wüßte, wo Du zu finden bist, würde ich zu Dir eilen, die die Freudenbotschaft zu dir verdrängen: aller Jammer, alle Sorgen sind vorbei! Da vor mir liegt ein hunderttausend Marktscheine, die mir eben gebracht wurden, die uns glücklich machen. Genug, um etliche Jahre sorglos

zu leben, ja, wohl auch Deine Reiseschnur zu beschreiben.

Das Glück hat mich ganz benommen! Das Haus ist mir zu klein, zu eng! Ich muß hinaus! Und dann ängstigt mich das viele Geld auch. Ich werde es vorläufig auf der Bank deponieren. Den Depotschein bringe ich zurück, damit Du siehst, daß es mein Traum ist. Er könnte mir auf meinem Spaziergang auch verloren gehen.

Wenn ich eine hübsche Gondel bekomme, mache ich vielleicht auch eine Wasserfahrt. Es ist heute Vollmond. Nur Luft muß ich haben! Welch glückliches, sorgenloses Leben werden wir nun wieder führen, und wie froh wirst Du jetzt schaffern können!

Vielleicht kannst Du mir nun auch vergeben, daß ich Dich so lange Deiner Kunst entfremdet habe durch all die Sorgen, die Dir durch mich erwachsen sind. Es hat mir selbst tausend Schmerzen gemacht! Doch nun ist es vorüber, jetzt wird die seltsame Zeit der ersten Wochen nach unserer Hochzeit wiederkehren, nicht wahr?

Ich schreibe den Brief nur für den Fall, daß Du früher zurückkehren solltest, als ich, um Dir die Freudenbotschaft seines Moments vorzutragen und weil das Schreiben doch immerhin ein Ersatz, wenn auch ein fälschlicher, für eine Bauschuld ist.

Ich küsse Dich tausendmal in dem Gedanken an eine glückliche Zukunft.

„Kannst Du?“

B. S. Doch da hätte ich fast vergessen, Dir über den Ursprung dieses Reichthums zu berichten.

Von Großvater her sind noch einige Voofo, Babische, Heftische oder dergleichen, auf uns überkommen, d. h. auf Dettel Urdann, den ich nie gesehen, und auf mich. Vor einiger Zeit ist nun ein der Voofo, das letzte, mit einem großen Gewinn herausgekommen. Heute schickt Dettel mir durch seinen Rechtsanwalt den mit zusammengekauften Anteil, da er es nicht liebt, sich persönlich mit seinen Verwandten einzulassen.

Ich habe sofort den richtigen Empfang angeordnet und somit ist die Sache nach dieser Richtung hin abgethan.

Doch einmal ein Strahl des Glücks für Dich arme, des Sonnenheils so sehr bedürftige Künstlerseele!

Als sie den Brief beendet, las sie ihn aufmerksam noch einmal durch, zu sehen, ob sie sich auch nicht zu einer Anspielung auf das, was sie sich vorgezeichnet, hat hinreichen lassen. Nein! Sie hat nicht beabsichtigt, legt den Brief in einen Umschlag, den Depotschein dazu, und setzt den Namen ihres Mannes darauf.

Dann erhebt sie sich. Um Abschied zu nehmen, tritt sie noch einmal in ihr kleines Boudoir, vor das lebensgroße Bild ihres Mannes. Sie sieht davor auf die Knie nieder und schaut mit einem herzzerreißenden verzweifelt Blick zu dem geliebten Antlitz auf.

„Noch bin ich rein, Arnold! Noch bin ich es — und werde es bleiben,“ flüstert sie mit geschlossenen Händen, und doch liegt es auf ihrem Herzen wie eine Schuld. Sie waagt es nicht, mehr als den kalten Rasmen zu umklammern und ihre Lippen wieder und wieder auf seine Hände zu drücken.

Sie weiß nicht, wie lange sie so gelehrt hat. Plötzlich schlägt eine Uhr. Erst kramt sie ihr Herz bei diesem Ton zusammen in wildem Weh, dann aber überkommt sie eine Ruhe, die an Gefühllosigkeit grenzt, eine Ruhe, wie sie Verachtlichkeit überkommen mag, wenn sie nach langem Qual und Todesangst endlich das Schaffot besteigen, wo der tödliche Streich ihrer harzt.

Sie fährt empor, greift nach Hut und Mantel, legt einen Schleier um das Gesicht und schiebt mit niedergebückten Augen aus der Wohnung, aus dem Hause.

Auf der Straße jögert sie einen Augenblick. Ein innerer Drang zieht sie noch einmal vor das noch unvollendete Kunstwerk, von dem sie hofft, daß es ihrem Mann die Unsterblichkeit sichern wird. Auch seine Gestalt, sein Gesicht ist ja darauf zu finden. — Aber nein — nein dahin nicht mehr, denn neben Herzog Günthart steht die Königsbraut: Valerie Annuschka. An diese will sie heute nicht denken. Sie will nicht jetzt noch in Eifersucht verfallen. Sie will nicht daran erinnern sein, daß Arnold jetzt wohl dieser Frau gegenüber steht, daß ihr Lachen ihn entzückt, daß er

„Nein, nein, sie will nur daran denken, daß sie Glückseligkeit genossen in seiner Liebe, daß er unglücklich ist, und daß sie ihm helfen will zu Glück und Ruhm.“

So beschleunigt sie ihre Schritte. Eine bleierne Müdigkeit befällt sie, ein kaum noch abweisbares Bedürfnis nach Ruhe. Ein triumphhaftes Lächeln legt sich auf ihren bleichen Mund. „Wald!“ flüstert sie, und setzt ihren Weg fort.

„Du, Robert, wo ist denn der Delphin geblieben?“ fragte der Gondelverleiher Wertens den Vorfahren, dem die Auffahrt über die am Ufer schaukelnden Boote anvertraut war und wies dabei auf die Pforte in der städtischen Reihe.

„Draußen“, erwiderte der Vorfahre kurz und verjagte Luft durch seine Gargel zu ziehen. Dann endlich, seine Bemerkungen als fruchtlos aufgehend, fuhr er fort: „Weißt Du, Vater, ich wünschte, der Delphin käme nicht wieder.“

„Nanu,“ fragte der Alte erstaunt, warum denn?“

Der Junge antwortete aber nicht, sondern fragte leiserleits:

„Nicht wahr, Vater, wenn einer mit dem Boot durchgeht, darf man das Pfand behalten?“

„Natürlich, Dummkopf, dazu sind die Pfänder ja da.“

„Du müßtest ich wirklich, der Delphin kam nicht wieder. Sieh mal, was für ein Pfand ich für ihn hab.“

Damit zog er vorzüglich einen Rasenschein aus dem Geldbeutel und entfaltete ihn.

„Gundbert?“ fragte der Alte ungläubig.

„Wahrhaftig, hundert Mark! Nun, da kannst Du Dich darauf verlassen, Robert, der Delphin wird bald wieder hier sein.“

„Glaub's schon! Aber es ist doch ein hübsches Gefühl, solch ein Ding in der Tasche zu haben.“

„Wer hat ihn denn, den Delphin?“

„Eine Dame.“ Der Vorfahre zog eine Grimasse, als wollte er die Vornehmheit dieser Dame noch besonders kennzeichnen. „Einen Schleier und Leder — Handschuhe, so klein“, dabei bezeichnete er an seinen eigenen langen Fingern die Größe einer Kinderhand. „Fein, sage ich Dir, Vater! Doch drüben, ganz hinten, wo die Wäsche stehen, hat sie angelegt, vor einer Stunde schon. Aber siehst Du, da kommt sie wieder heraus.“

Der scharfe Blick des Knaben hatte richtig gesehen. Wirklich löste sich weit hinten vom jenseitigen Ufer ein Boot, in dem eine einzelne Frauengestalt zu erkennen war. Sie bewegte langsam die Ruder, bis das kleine Fährzeug wieder in die Mitte des Stromes gelangt war, zog die Ruder dann ein und ließ es treiben.

Dann nahm sie den vor ihr auf der Bank liegenden Hut, setzte ihn wieder auf ihr schimmerndes Haar, band den Schleier darüber und glättete die Falten ihres Kleides. Als sie die Hand-schuh wieder über die schlanken Finger streifen wollte, bemerkte sie eine kleine Wunde an ihrer Hand, aus der langsam das Blut hervorströmte, Tropfen um Tropfen.

„Blut,“ sagte sie und lächelte. „Blut und Leben, es fließt alles dahin!“ Dann zog sie ihr Spitzentuch hervor, es auf die kleine Wunde zu drücken. Doch da fiel noch etwas Anderes in ihre Hand, ein scharfes, spitzes Instrument; sie tauchte es mit der blutenden Hand zusammen in die dunklen Flüssigkeiten und ließ es auf den Grund hinabfallen, indem sie leise sagte: „Danke für den Dienst, den Du mir geleistet.“ Dann faltete sie die Hände um die Knie und schaute gedankenlos zum sonnigen Himmel auf.

„Sterben,“ sagte sie leise, „sterben, wenn eben die Erde auferstanden, das ist traurig! — Doch es ist nicht traurig, für ihn zu sterben! Er wird wieder frei sein sich frei fühlen, frei und sorglos, und das wird ihn groß machen! — Und Niemand wird ahnen, daß ich Theil habe an seiner Größe.“

Eine Stunde später sahen auf einem herrlichen Platzchen mitten im jungen Grün am anderen Ufer ein Herr und eine Dame beim Kaffee.

Der Herr hatte bald nach der Dame ihren angelegten und seinen Führer dann sammt dem Boot zurückgelassen.

Jetzt sitzen sie einander gegenüber. Er gießt ihm den Kaffee ein, läßt und plaudert. Ihre Wangen sind von durchschimmernder Blässe, aber ihre Augen und Lippen scheinen zu glänzen in innerer Erregung und ihr Lächeln ist zauberlich.

Endlich sinkt die Dämmerung hernieder und über den Wipfeln steigt der Mond empor. Er gieht eine lange, silberglänzende Straße über das Wasser. Dort hinein lenkt Melanie den Delphin. Es toktet sie Anstrengung, gegen den Strom zu kreuzen. Ihre Räder graben sich in die Unterlage und leise flüstert sie: „Es gilt!“

Dann zieht sie die Ruder ein und läßt das Boot treiben. Sie wendet dem Monde den Rücken, während der helle Schein Herrn von Raumer gerade in's Gesicht fällt. Er neigt sich vor und er-greift ihre Hände, sie sind erstarret.

„Du, Melanie!“ flüstert er, aber sie hört nicht auf ihn.

„Wie schön die mondbelegte Welt ist!“

„Und läßt sie die Welt über die Ufer gleiten.“

„Ist nicht hier irgendwo auch ein Viebes-Insel?“ fragte sie dann.

„Aber sie wissen, weshalb sie ihren Namen trägt?“

„Nein.“

„Weil ein Liebespaar, das sich im Leben nicht angehen wollte, dort einen gemeinsamen Tod gesucht und gefunden hat.“

„Ach, Melanie, sprich nicht von Tod und Eterleben!“

„Weshalb nicht? Es muß schön sein, für seine Liebe zu sterben.“

„Schöner, zu leben.“ Er liegt vor ihr auf den Knien und drückt seine Stirn in ihre auf dem Schooße ruhenden Hände.

Wie neigt sich zu ihm nieder.

„Wenn ich jetzt stirbe, vor Ihren Augen, würden Sie mir in den Tod folgen?“

„Ja, denn ich kann nicht leben ohne Dich, Melanie, die Du mich so lange hast schmachten lassen, Du Grausame. Doch nun endlich, endlich laß Dich küßen. Du sündige Weib! — Aber was ist das?“ Er springt so hastig auf, daß der Kahn schwankend eine Wendung macht und das Mondlicht hell auf Melanies Pflge fällt. Er steht in das bleiche, aber lachende Gesicht. Er sieht dies eigene Feuer in den großen Augen und vergißt die augenblickliche Beängstigung.

„Der Kahn ist im Winter über nicht gebraucht worden,“ lächelt sie, „da bringt ein wenig Wasser ein; das ist Alles.“

Der weiche Ton dieser Stimme, die schmelzenden, halb geöffneten Lippen, die schwebenden Gedanken in ihm, und wieder sinkt er vor ihr auf das Knie.

„Wenn dieser Anschluß wirklich ein Unglück zuziehend — und eine löbliche Freudenbegegnung aus ihrer Stimme, — Sie würden leicht das Ihr gewinnen und meinen Lebensretter spielen, nicht wahr?“

Es liegt etwas Beängstigendes in ihrer Fröhlichkeit. — Unter diesem Eindruck entgegnete er leinlaut:

„Schwimmen ist eine Kunst, die ich nie gelernt.“

Sie taucht die Ruder in das Wasser und singt zu ihren Schlägen ein leises, traumhaftes Lied. Dann läßt sie die Ruder aus den Händen gleiten und legt die einander verflüchtenden Finger

einem Moment vor die Stirn, als gelte es, einen schnellen Entschluß zu fassen.

Er hat entzückt seinen leisen Gesang geliebt. Jetzt schreit er empor. „Am Gottes willen, die Ruder!“

Er sucht dieselben noch zu erfassen; Vergebens; sie treiben schon weit abwärts.

„Kassen Sie sie!“ sagt die junge Frau, noch immer in jenem traumhaften Ton. „Über fürchten Sie sich davor, eine Nacht auf dem Wasser zuzubringen?“

„Fürchten! — Mit Dir! Nein, Melanie, Seligkeit soll diese Nacht mir bringen.“

Nun lächelt sie wieder.

Der Mond scheint ihr so hell ins Gesicht und zeigt die ganze Schönheit ihrer Gestalt in feinsten Berührung, daß der Mann vor ihr alles Andere vergißt und nur verlangend die Arme ausstreckt.

Aber da schnell sie empor und sieht hochaufgerichtet vor ihm. „Wage es nicht, mich anzurühren! Mäulstest Du wirklich, das Weib Arnold Starnows sei feil für Geld? Glaubtest Du, wer selbst in der Roth der Verführung erliegen? So bist Du geistlos!“

Du wirst diese Nacht nicht überleben! Du wirst sterben wie ich, aber ehe Du stirbst —“

„Melanie, Melanie!“ rief Raumer entsetzt und starrte auf das langsam in den Kahn bringende Wasser. „Was willst Du mit Deinem grausamen Scherz?“

„Eher?“ wiederholte sie, „o nein, was ich gesagt, ist Wahrheit! Ich selbst habe den Kahn angebohrt mit diesen Händen; ich selbst habe dem Wasser den Weg gebahnt, um zu verderben. Es giebt kein Entrinnen mehr!“

„Melanie ist es möglich! Du treibst ein grausames Spiel mit mir. Deine Lippen sprechen von Tod, aber ich will von ihnen Leben trinken, Leben aus Deinen Küßen, Du Schöne. Du angebetetes Weib!“ Dabei streckt er vor Niemand die Arme nach ihr aus. Aber er fühlt sich rauch zurückgezogen und mit feiner, ruhiger Stimme sagt die junge Frau: „Im Angesicht des Todes scherzt man nicht.“

Er wird bleich bis in die Lippen. „Weißt,“ flammert er, „was kann Dich groß treiben, meinen Tod herbeizuführen zu wollen?“

„Hören Sie!“ entgegnete sie in demselben Tone, in dem sie vorher gesprochen, und deutete auf das immer mehr und mehr eindringende Wasser. „Inferne Minuten sind tobend.“ Arnold Starnow machte eine Miene zu seinem Weibe, ohne zu fragen, was es an irdischen Gütern besaß, nur weil er es liebte und sich geliebt sah. — Aus Liebe zu ihrem Weibe wurde er der Kunst untreu, der er sein Leben doch geweiht. Aber dies Entgegen raubte ihm Frieden, Ruhe, Freude. Ja, der Schmerz über dies Entgegenwärtigen überwoog zuletzt seine Liebe. Aber das Weib, das den stolzen und besessenen Mann an seiner Seite eingenommen, dachte groß genug, um der Kunst, der Welt einen Künstler wiederzugeben. — Doch wenn ich die Freiheit löste, die ihn bedrückte, so wollte ich auch, daß er die Freiheit, mein Gesicht, ohne Gemeinshaft, ohne jeden fremden Gedanken genieße, so müßte ich ihm auch die Mittel geben, uneingeschränkt seiner Kunst leben zu können und deshalb — verkaufte ich mich — scheinbar — und deshalb muß Du mit mir sterben — ein betrogener Betrüger!

Was galt mein Leben der Welt? Was hat das Ihre den Menschen genützt? Man wird uns Beide nicht vermischen. Aber er, er wird ein Künstler werden, ein echter Künstler, den die Welt bewundert.“

Sie stand noch immer aufrecht im Kahn und Raumer, der auf der schmalen Bank lauerte, sah zu ihr auf wie ein Kind, in dem sich halb Entzücken, halb Entsetzen spielte. Nun plößlich fuhr er empor.

„Und diesem Hirngespinnst soll ich zum Opfer fallen?“ Dann plößlich umklammert er ihre Knie und flüstert mit heiserer Stimme: „Melanie, Weib, Geliebte, es ist nicht möglich! Sag, daß Du lägst!“

„Mit einem schnellen Ruderschlag befreit sie sich von seinen umklammernden Armen und deutete fast aller Anstalt auf das im Kahn höher und höher steigende Wasser.“

Wie verzweifelter Geberde will er von Neuem ihr Kleid ergreifen, sie weicht vor seiner Verführung zurück — strauchelt — fällt — und die dunklen Wasser schlagen rauschend über ihrer Gestalt zusammen. Mit starrten Augen blickt der Mann auf die Stelle, wo die Schöne, so heißbegehrte Gestalt verschwunden. Ein unendliches Todesrauschen überkommt ihn, seine Zähne schlagen heftig auf einander, der Angschweiß perlt auf seiner Stirn und doch schüttelt der Frost seine Glieder.

Wenige Minuten noch blickt der Mond in ein verzerrtes Menschengesicht, dann hat das eindringende Wasser den Rand des Rahmes erreicht — er sinkt — und ein gelender Angschweiß zittert durch die nächtliche Stille — das Wasser spritzt auf —

„Laß ihn, Willem,“ sagt Frau Marie Brunner ängstlich und zerrt ihren Mann von hinten an den treifenden Kleidern.

„Laß ihn, Willem! Mit rechten Dingen kann's so was nicht zugehen. Das muß der leidigste Gottesdämon selber sein. Wenn er je wieder zu sich kommt, wer weiß, was er uns alles antun kann.“

„Dummes Weib,“ sagte der Mann ärgerlich, giebt mit dem Ellbogen einen kräftigen Stoß nach hinten gegen den gerendeten Arm seiner Frau und fährt in seine Verleumdungen an dem ledigen Körper vor ihm fort.

Frau Brunner stemmt die Arme in die Seite, tritt aber doch scheinbar paar Schritte zurück und sagt dann mit vor-sichtig gedämpfter Stimme, als fürchte sie den „Gottesdämon“ zu wecken:

„Na, geht's so was etwa mit rechten Dingen zu? Wie ich vorhin raus

komme, die Wäsche noch schnell zu spülen, hör ich was plausen. Ich sag' aber weiter nicht draus, weil ich keine Zeit habe. Auf einmal hör' ich schrein — gräßlich — wie Du es in Deinem Leben noch nicht gehört hast.“

„Wenn ich's nicht gehört hätte, wär' ich doch nicht hergelaufen.“

„Was schon sein. Aber Du hast es doch nicht mehr sehen können, wie ich. Als ich mich nach dem gräßlichen Geschrei umsehe, steht da im hellen Mond-schein ein Mensch auf dem Wasser. Und, Willem, ich müß' doch wissen, wem's christlich Christenmenschen es fertig bräuchte, mit seinen zwei Beinen auf dem Wasser spazieren zu gehen. Er land ja mitten auf der Spree, als er plößlich verankert.“

„Weibergeflätz!“ sagt der Mann verächtlich und zuckt die Achseln, ohne sich hüten zu lassen.

„Ich bin mir aus, Willem!“ rief sie gekränkt, trat aber gleich darauf neugierig wieder einen Schritt näher, als ihr Mann den Leblosen zu entleeren anfing. „Was mag er in den Taschen haben?“ fragte sie und griff nach dem Kopf. „O, Geld darin ist!“

„Das Du nichts von den Sachen an-rührst, verstanden?“ rief der Mann zornig.

„Nun, man könnte doch vielleicht daraus sehen, wer er ist.“

„Ist gar nicht unsere Sache. Wenn er tot bleibt, werden sie es auf der Botschaft schon feststellen. Uns geht's nichts an. Und nun hilf Du mir, ihn in die Haus tragen. Und dann weilt Du der Frau, er soll zum Doktor laufen. Und nun schnell, nimm ihn bei den Beinen.“

„Gott soll mich bewahren,“ rief Frau Brunner in hellem Entsetzen. „Dann er mir so redt auf den Hals springer kann, nicht wahr? Lieber gehe ich selbst in's Wasser.“

„Sei kein Dummkopf,“ rief der Mann ärgerlich und rührte seinen Platz neben dem Leblosen auf sitzend ab. Die Frau befreuzte sich schauernd.

Da wurde ein tiefer Athemzug hörbar und der Gerettete schlug die Augen auf. Mit einem langem Blick, in dem noch immer ein Schimmer von der ausgestandenen Todesangst lag, schaute er um sich.

„Wo bin ich? Und wie bin ich hierher gekommen?“ fragte er endlich mit schwacher Stimme.

„Weil lang derselben wagte sich auch Frau Marie näher heran, ja sie ergreift so gar das Wort und erzählte mit großen Augenfertigkeit und mit vielen Ausreden von der Heiligkeit ihres Mannes, der der beste Schwimmer sei, die ganz Spree hinauf und hinab.“

„Willem Brunner selbst war wortlos bemüht, dem Fremden wieder auf die Füße zu helfen. Als seine Frau es ihm in ihrer Liebe auf ihn aber gar zu ergreift, rief er ihr energiegelicht: „Schweig!“ und er fragte dann, ob der Herr nicht mit in's Haus kommen wolle, der Nachtwind und die kalte Kälte könnten ihn krank machen. Sie würden ihm gern für die Nacht ihr Bett abtreten, damit seine Kleider trocken könnten.“

Aber zu nur den freundlichen Neben-schüttelte er all den Kopf und verlangte nach einem Wagen. Dabei suchte er in seinen Taschen und drückte seine mit Gold und Silberbedeckten gefüllte Börse in die schweißige Hand des Mannes, ein paar Dankesworte stotternd. Dann wandte er sich ab, um nur keinen Blick mehr auf den fieberglänzenden, leicht gekrümmten Wasserflügel richten zu müssen, und fragte mit heiserer Stimme: „Und — und hast Ihr sonst nichts gehört von — von Unglücksfällen oder dergleichen?“

Brunner nahm nach: „Ja — im Winter ertrank ein Knabe beim Schlittschuhlaufen.“

„Jetzt aber — Frauen — Mädchen?“ fragte der Fremde wieder.

„Nein! Das Weibervolk ist ja auch viel zu sehr, dann passiert so was nicht,“ meinte Wilhelm Brunner. Und als er den Fremden an seinem Arm um die Hand zu zusammenhängen sah, fügte er bei: „Es scheint, Herr, Sie sind jetzt schon krank.“

Arnold Starnow hatte den Tag mit der pflanzten kleinen Botin und ihrem langweiligen Mann auf das angenehmste verbracht. Als er sich Abends auf den Heimweg machte, war er in der animierten Stimmung. Diese verminderte sich freilich, je näher er seinem Ziele kam. Als er den Schlüssel in die Hausthür schob, lachte wieder der ganze Druck seiner ungewohnten Verhältnisse auf ihm, denn für diesen Tag in seiner leidlicheligen Art abgehärtet hatte.

Somit pflegte Melanie ihm mit dem Licht entgegen zu kommen, heute findet er Alles dunkel. In der Küche schließt das Mädchen bei der rauchenden Lampe. Er räutelt es empor. „Ist meine Frau ausgegangen?“

„Das Mädchen springt auf. „Ich — ich weiß es nicht. Als ich gegen Abend nach Haus kam, war die gnädige Frau nicht anwesend. Da hab' ich mich hierher gesetzt und hab' gewartet.“

„Es ist gut; bringen Sie mir Licht.“ Dann sitzt er vor der Lampe, die Gelbglanz auf den Tisch gestreut, den Kopf in die Hände gelegt und starrt in die Flamme. Er denkt an den frühlich verlebten Tag zurück. „Eine reizende, kleine Kofette, diese Annuschka! — Armer Deufel von einem Ehemann.“ Dabei denkt er an die Gondelfahrt auf dem Wilmsdorfer See.

Der Kahn ist so klein, daß er nur zwei Personen trägt, deshalb befindet der Gast ihn mit der Frau des Hauses. Löffelwisch bleibt am Ufer sitzen auf die Gefahr hin, sich einen Schnupfen zu holen.

Welch' Kreuzfeuer von Blicken aus den schwarzen, demantglänzenden Augen trifft Arnold, während das zierliche Köpfchen seiner Begleiterin alle Augenblicke zu dem am Ufer Zurückgebliebenen herumdrehet, ihm ein kindlich frohes Lächeln und ein Paar heißen blauen weiser Zähne zwischen den schwellenden Lippen zu zeigen.

Unwillkürlich spitzt Arnold den Mund und preist die lockende, leuchtendste Melodie, die Annuschka plätzlich angeflüstert hat. — Da schlägt die Uhr. Er unterbricht sich und laufst. Witternacht! Und Melanie noch nicht zurückgekehrt. Er steht auf und geht durch das Zimmer auf und nieder.

Schon sind seine Gedanken wieder bei der schönen Botin, da fällt sein Blick auf den Brief auf dem Schreibtisch.

Von Melanies Hand und an ihn adressiert! Eine Erklärung jedenfalls für ihr längeres Ausbleiben. Sie wird eine Einladung erhalten haben oder der Depotschein.

Mit einer nachlässigen Bewegung reißt er den Umschlag auf und zieht den Brief hervor. Dabei fällt ein Zettel auf den Teppich nieder und saltet sich aneinander. Er hebt ihn auf und liest: „Depotschein.“

Was soll denn das bedeuten? Der ist ja auf seinen Namen ausgestellt und über eine Summe, die ihm so groß scheint, das er erst genau hinsehen muß, um sie richtig zu lesen.

Was war denn das für eine Teufelei? Da beschleunigte die H...che Wand, von ihm, dem Vater Arnold Starnow, eine solche Summe in Kassenscheinen zum Depot erhalten zu haben und zwar am heutigen Tage!

Er schüttelt verständnislos den Kopf. Wie konnte ein solches Papier existieren, und wie kam es in seine Wohnung? Aber es hatte in dem Briefe seiner Frau gelegen, also mußte dieser Brief Aufschluß darüber enthalten.

Mit vor Erregung zitternden Fingern greift er darnach. Je weiter er liest, desto mehr steigert sich seine Aufregung. Endlich schließt er mit einem Jubelton und drückt das Papier, das solche Freudenbotschaft enthält, an seine Lippen.

Dann fährt er herum. „Vamp, Vamp,“ ruft er, „weshalb ein Maid.“

Eine förmliche Sehnsucht überkommt ihn, sie an sein Herz zu drücken, sie zu küssen. Aber sie ist nicht da. Sie wird auf ihrem Spaziergang mit Bekannten zusammen getroffen sein, die sie zu irgend etwas überredet haben. Daß sie gerade heute so lange ausbleibt! Freilich, sie wird nicht vermutet haben, daß er vor Witternacht heimkehre. Und doch, Witternacht ist längst vorüber.

Er greift den Brief wieder auf, liest ihn langsam von Anfang bis zu Ende noch einmal, prüft die Unanfechtbarkeit des Depotscheins, malt sich Melanies Überraschung aus, als ihr das Geld überbracht wurde, — lauter große, schöne Tausendmarktscheine — und macht dann Pläne. So vergeht eine Stunde nach der anderen. Endlich bricht der Morgen an. Er findet keine Erklärung mehr für Melanies Ausbleiben. Sie wird den Haus Schlüssel vergessen, nicht in das Haus gekommen und bei einer befreundeten Familie übernachtet haben, sagt er sich und glaubt doch selbst nicht daran.

Sobald die Häuser wieder geöffnet werden, schickt er das Mädchen zu ein paar der zunächst wohnenden Freunde, nach seiner Frau zu fragen. Er selbst macht sich gleichfalls auf den Weg. Nach drei Stunden kehrt er erschöpft zurück.

„Ist sie da?“ fragt er hastig. Das Mädchen schüttelt den Kopf. „Es weiß auch Niemand von ihr.“

„Niemand!“ Er lehnt sich an den Thürpfosten. „Gib Ihr schon und noch keine Spur